

# Beilage zur Sächsischen Volkszeitung

Nr. 219

Dienstag, den 23. September 1919

18. Jahrg.

## Rudelsburg

Breslau, Mitte September

Nicht die Burg soll geschildert werden, obwohl sie es verdiente. Sie ist vielen lieb. Dem alten Studenten als Stätte froher Jugendlust, dem Forscher als Vorbild trügigen Baustils, dem Naturfreund wegen ihrer herrlichen Lage und Aussicht. Ein inneres Erlebnis sollen diese Zeilen wiedergeben, das ich hatte, als ich von Weimar der Nationalverammlung aus hingepilgert war.

Auf hohem Kalkfelsen, nahe der Burg, hart am jähen Abhang über der Saale, steht ein Bismarckdenkmal. Der spätere eiserne Kanzler ist hier in Erz dargestellt als Göttinger Student von 1837. Künftig, ein Wein quer über das andere geschlagen, in der Biedermeiertracht, sitzt der lockige Jüngling verkommen und trotzig da, den Sieber in der Faust, den Blick ins Weite gerichtet. Neben ihm, wachsam und sprungbereit, eine riesige deutsche Dogge. Das Denkmal ist 1896 errichtet als schönes Werk deutscher Bild- und Gießkunst.

Aus der Widmung am Sockel lese ich:

„Das Deutsche Reich in Einigkeit,  
Ein neues Reich in neuer Zeit,  
Millionen haben darüber gedacht,  
Aber nur einer hat's fertig gebracht.“

Welche Stimmung müssen diese Verse heut auslösen! Man kann sie nicht ohne tiefe Bewegung lesen. Die Zeit von 1896 erscheint, mit unserer verglichen, wie ein verlorenes Paradies, wenn wir sie damals auch durchaus nicht als solches empfanden.

Auch 1896 war das deutsche Volk nicht völlig einig. Nicht alle Länder deutscher Zunge gehörten zu ihm. Der großdeutsche Gedanke war nicht verwirklicht. Schon damals walteten uns religiöse, politische, soziale Gegensätze. Die gab es immer. Aber wie ist es heute? Feiertlich hat man allen Völkern das Selbstbestimmungsrecht versprochen, jetzt weigert man es allein den Deutschen, hier und in Oesterreich. 1896 gab es Macht in Deutschland. Die ist zunächst dahin. Wir hatten nicht die unmittelbare Sorge um das nackte Leben wie jetzt. Nie endlich waren wir innerlich so gespalten wie heute. Das Wort von der deutschen Einigkeit wirkt da wie blutiger Hohn.

„Ein neues Reich in neuer Zeit.“ Das haben wir. Aber kleiner als das frühere. Und nicht so fest. Das Reichshaus, das eben in Weimar mit Mühe und Not errichtet ward, droht bald einzustürzen, wenn es so weiter geht. Man sucht sein festes Gefüge zu lockern. Die wichtigsten Ecksteine seines wirtschaftlichen Lebens sucht man rücksichtslos herauszubreaken. Die Brandfackel des Bürgerkrieges will man hineinwerfen. Unbenutzt und bewußt arbeiten viele daran, das neue Reich zu stürzen, die es stützen müßten, unbekümmert um das, was aus dem Zusammenbruch Furchtbares für uns alle kommen müßte.

Nie schien mir das Leid unseres Volkes tiefer als vor dem Jugendbilde des Schöpfers der deutschen Einheit. Langsam sank im Westen die Sonne. Auch die Deutschlands ist nahe vor dem Untergange. Die letzten goldenen Strahlen fielen auf ihn. Er steht ja heute vor uns in verklärten Lichte großer Erinnerungen. Vor seinem Denkmal brannte in meinem Herzen die bange deutsche Frage: Was brauchen wir? Was muß in Deutschland geschehen, auf daß es nicht völlig Nacht werde im Vaterlande?

Wie gern hätte ich den um Rat gefragt, zu dessen Füßen ich sorgenvoll stand. Auch er hat Fehler begangen. Rein Staatsmann ist unfehlbar. Aber seine Leistung, nicht nur sein Erfolg, ist riesengroß. Worüber Millionen gedacht, hat er allein fertig gebracht, wie die Widmung sagt. Es

ist natürlich, daß wir uns heute nach einem seiner Rat zurücksehen, mögten wir auch früher in vielen keine Ahnung sein.

Sein ebener Mund hätte nicht geantwortet. Bieleicht hätte er selbst auch nicht antworten wollen. Bismarck hat einst gesagt: Deutschland müsse allein reiken können, wenn man es in den Sattel gesetzt habe. Das hat er erreicht. Das hat er getan. Nun könnte er erwidern: „Selbst einig sein!“ Er hätte Recht, wenn er uns Rat verweigerte. Seine Zeit darf für ihre Fragen in früheren die Lösung suchen. Sie hatten nicht die gleichen Aufgaben und Bedingungen. Gerade Bismarck würde das betonen. Er war zeitlebens ein Verdender. Wie er selbst die Wege zur deutschen Einheit fand, ohne anderer Worte zu lauschen, so dürfen auch wir nicht einfach seine Politik auf unsere Zeit übertragen. Die so handeln, führen seinen Namen vergeblich im Munde. Es fehlen uns aber heute auch fast alle Machtmittel, über die der Kanzler dereinst verfügte und die seinen Gedanken durchschlagende Wirkung liehen.

Soll ich so von ihm gehen, ohne Rat und Trost? Meine Blicke fallen wieder auf die Goldschrift der Widmung. Wie die scheidende Sonne sie hell erglänzen läßt, lese ich nun einen anderen Sinn aus ihr als vorher, finde ich jetzt, was ich nicht mehr zu finden hoffte.

„Das deutsche Volk in Einigkeit.“ Das Wort soll heute doch gelten. Nicht als Feststellung, als Forderung. Was tut uns denn so bitter not wie gerade Einigkeit! Gelänge es, das Mißtrauen auszuwischen, das unser öffentliches Leben überwuchert und vergiftet, dann dürsten wir wieder hoffen. Sollte es wirklich möglich sein, politische Gegensätze künstlich so schlicht auszufragen, ohne sich persönlich zu verdächtigen und zu beschimpfen? Eine einseitliche vaterländische Grundstimmung wäre Vorbedingung jedes neuen Aufstieges. Dann käme vieles andere von selbst. Dann würden grohe nationale Fragen ohne Selbstsucht und nicht vom bloßen Parteistandpunkt aus beurteilt und gelöst werden.

Dann würde sich das deutsche Bewußtsein wieder heben. Es ist verloren oder geschwächt. Schuld daran, mögen der unglückliche Krieg, der furchtbare Frieden, die Umwälzung sein. Doch der Deutsche gab sein Volkstum schon im Glück draußen leichter auf als andere. Jetzt zielt der Weltboß noch von allen Seiten auf uns. Wir entwaffnen ihn am besten durch ruhige nationale Würde. Keine parabolische Ueberhebung, keine unerbittliche Verleumdung, die uns im Auslande so unbeliebt machte. Aber auch kein schwächliches und feiges Buhlen um fremde Gunst. So wird es im Verein mit aller deutscher Tüchtigkeit, mit Zuverlässigkeit in Handel und Wandel allmählich wieder gelingen, den deutschen Namen im Ausland zu leben.

Mehr Arbeitslust! So ruft heut jeder. Mit Recht. Wir können fast nur noch mit Arbeit zahlen. Aber jeder muß sie nicht nur von den anderen fordern, sondern auch selbst leisten. Zur Förderung der Arbeitsfähigkeit muß der Arbeiter unterdrückt werden, muß die baldige Senkung der Preise erfolgen. Andernfalls kommt es eben zu der besagten veralteten Selbsthilfe. Sonst bleibt es bei fortwährenden Lohnsteigerungen, die jede deutsche Wettbewerbsfähigkeit vernichten. So schwer alles dies ist, es muß geschehen. Unser Volk muß gesundet. Es ist seit langem schwer krank. Es siebert. Das peinlich genaue Fieberthermometer ist unsere Balance.

Ohne strenge Ordnung kann auch der freie Volkstaat nicht bestehen. Gerade er nicht. Je weniger Gewalt wir haben, desto mehr brauchen wir wahre, von den Volksgenossen freiwillig anerkannte Autorität. Ihr Schweigen ist neben den schwersten Lebensbedingungen das Hauptübel unserer Zeit. Viel schlechtes Beispiel wurde und wird gegeben. Verkehrt ist es aber, einen oder einige Stände allein zu beschuldigen. Alle Volksschichten sind heut von

Vergewöhnung sucht, Langmut, Verschwendung erachten. Der Spartrieb, die Quelle des Volkswohlstandes, ist vertrieben. Wir alle müssen in uns gehen und uns ändern.

Wir brauchen heute die wahre, die christliche Demokratie. In ihr liegt als selbstverständlich der soziale Ausgleich, die Gerechtigkeit allen gegenüber. Sie wird den Einfluß des Guten und der Guten auf unser Volk bedingen. Wir brauchen das Christentum des öffentlichen Lebens. Gätten wir es in Wahrheit gehabt, wäre es weder zum Kriege, noch zur Umwälzung gekommen. Es sind letzten Endes doch geistige Kräfte, die das Schicksal der Völker bestimmen, wenn unsere sorgenvolle Zeit auch täglich zeigt, welche furchtbaren Einfluß das Materielle besitzt. Die höchste und tiefste geistige Kraft aber ist die Religion.

Was würde Bismarck heute tun? Wir wissen es nicht. Was würde er tun können? Würde er unsere Zeit weisern? Ja, möchte daran zweifeln. Sie ist über die Kraft jedes einzelnen, ja er auch noch so groß. Nur das ganze Volk, vielleicht nur die ganze Kulturwelt, vermag das Elend zu überwinden. Aber seine überlegene Staatskunst hätte voraussichtlich diesen Krieg gegen die ganze Welt verhindert, so daß alles Unheil vielleicht nicht über uns gekommen wäre.

Der Abend hat sich niedergesetzt. Mit Mühe kann ich nur noch den letzten Vers der Widmung am Sockel entziffern: „Dies Bild stellt ihn als Jungburck dar, Dankt Gott, daß er der Unfre war.“

Dr. Herschel, M. d. R.-V.

## Katholikentag in Rosenthal

Am Sonntag, den 21. September, fand in Rosenthal ein wendischer Katholikentag statt, der von etwa 1000 Personen besucht war. Eine Reihe von Präzessionen, die nach der Ankunft in die Kirche begleitet wurden, kamen aus nah und fern. Die Tagung begann mit hl. Messe und Festpredigt um 10 Uhr, worauf dann unter freiem Himmel Herr Administrator P. Romuald die Versammlung eröffnete. Der Ehrenvorsitzende des Festauschusses, Herr Prälat Domsenior Kala-Banzen, sprach die Einleitungsrede. Darauf fand sofort ein Vortrag für die Frauen statt über das Thema: „Die Mutter — das Herz der Familie“, den Herr Oberlehrer Symant hielt. Nach der Mittagspause 1/2 Uhr sprach Herr Kanonikus Direktor Romaf-Banzen über „Kirche und Schule“, Herr Lehrer W. Jäger-Vonichitz über „Unsere Rechte auf die Muttersprache“, Herr Kaplan Risch-Stroschitz über „Die christliche Jugend — der beste Grund der wendischen Zukunft“ und Herr Oberlehrer Sille-Stroschitz über „Der Glaube und die Wirtschaftspolitik“. Mit dem Abend schloß die Tagung, die in ihrem Schlußteil unter dem einsetzenden Regen zu leiden hatte. Wie uns weiter berichtet wird, ist erfreulicherweise von Seiten der katholischen Wendon am nächsten Sonntag eine sehr starke Beteiligung zum 1. Sächsischen Katholikentag in Dresden zu erwarten. Es wurde auch während der Versammlung eifrig für die alle katholischen Sachsen umfassende Tagung am 27., 28. und 29. September geworben.

## Gemeinde- und Vereinsnachrichten

§ Dresden. Kathol. Frauenbund, Zweigverein Dresden. Nächsten Mittwoch, den 24. d. M., findet die letzte Zusammenkunft im Großen Garten, Köcker Schöne, statt. Am Oktober beginnen dann die Vortragsabende im kath. Gesellenhause. — Da noch manches für den Katholiken- und Frauenntag, 27.-28. September, zu besprechen ist, wäre ein zahlreiches Erscheinen am 24. sehr erwünscht. Wir hoffen, daß alle unsere Mitglieder es für eine Ehrenpflicht halten, sich an der Katholikenversammlung sowohl, als auch am Frauenberge zu beteiligen. Anschließere werden die Sonntagstages des Frauenberges um ihr Erscheinen ebenfalls gebeten.

## Mit der Pächter

Von Jeremias Gotthelf

(48. Fortsetzung.)

Elisi mochte nicht warten, bis es mit seinen Sachen fort konnte, sie in Sicherheit bringen vor Trinettes gierigen Blicken, und hatte doch wieder Freude daran, alles so recht vor Trinettes Augen heranzuziehen; hatte eine leise Hoffnung, sie werde vielleicht vor seinen Augen vor Reid und Verger. Da hatte sich Elisi verrecknet; Trinette mochte mehr ertragen. Trinette packte auf, ob Elisi nicht unter den Sachen der Mutter Dinge fortschaffe, welche zum Haushalt gehörten, und hatte den festen Entschluß, wenn das geschähe, Elisi tüchtig zu prügeln, fragen, raufen; denn Trinette wußte sich die Stärkere, hatte sich nicht umsonst Speise und Trank angemessen bezogen lassen während es bei Elisi oft knapp genug zugeht. Indessen es ging gerecht zu; Trinette kam so wenig dazu, Elisi zu prügeln, als Elisi, Trinette sterben zu sehen. Drauf und dran war es einige Male, besonders als endlich alles geladen war, ein ziemliches troß Fuder, schwer genug für zwei Pferde, im Hofe stand, und Elisi Trinette höflich fragte: „Willst mich etwa begleiten und mit auspacken helfen, es käme mir kommod!“ Da war es gut, stand Elisi im Hofe und war sonst noch jemand da; das Dinge hätte gefährlich werden können. Das gute Elisi hatte niemand nötig zum Auspacken. Uli war mit dem Fuder vorausgefahren; der Baumwollenhändler fuhr mit Frau und Kindern nach, säumte sich unterwegs ebenso oft und lange, und Elisi hatte allenthalben so viel zu erzählen von den Schönen, welche es bei seiner Mutter gefunden, daß Uli längst auf dem Heimwege war, als sie anlangten. Uli hatte Kasten und Kisten ihnen ins Haus gestellt, wo er

Platz dazu fand, und dort ließ man sie stehen. Die kurze Zeit vor dem Schlafengehen mußte Elisi verschlafen, noch hier und dort Berichte geben, wie es gegangen und was es mitgebracht; das war eine notwendige Erleichterung ohne die es nicht hätte schlafen können. Elisi hatte zwei gute Dinge an sich, Appetit und Schlaf; selbst die Freude über sein Heimgebrachtes trieb es nicht aus dem Bette. Langst war es 1/2 Uhr vorüber, als es sich schlüpfend aus dem Bette wühlte, in den Haaren kratzte und nach dem Kaffe schrie. Als der Koffer kam, fragte er: „Wo ist er?“ „Leich nicht!“ sagte die Wogd. Als der Koffer getrunken war, ging Elisi nach seinen Kisten und Kasten; aber wo sie am Abend gestanden, standen sie nicht mehr, standen nirgends mehr, wohin es auch sehen mochte. „Lüfel wo sind sie?“ rief Elisi der Wogd zu. „Weiß nicht!“ antwortete diese.

Ja, jetzt gab es Lärm! „Wo sind meine Sachen? Wo sind meine Sachen!“ erscholl es durch Stadt und Land. Unerschütterlich blieb die Wogd bei der Antwort: „Weiß nicht!“ Die Leute lächelten hinter den Fenstern, verstandenen aber, wenn das Geschrei: wo sind meine Sachen, wo sind meine Sachen? in ihre Nähe kam. Endlich kriegte es eine Frau Nachbarin fett und erschien dem schreienden Elisi unter der Türe und sagte: „Schweiget doch und brüllt nicht das Land voll; hilft Euch doch nichts; diesen Morgen in aller Früh ist Euer Mann damit fort; herbeibrüllen werdet Ihr sie nicht mehr, und solltet Ihr brüllen bis zum jüngsten Tag, und noch zehnmal so laut.“ So sprach sie und verschwand. Ja, jetzt war Elisi nicht mehr zu helfen; es würde wirklich in allem Ernste fast gar ohnmächtig. „O meine Sachen, meine Sachen! o Mutter, o Mutter! und der verfluchte Schelm und ihm.“ Aber es ging, wie die Nachbarin sagte; Elisi brüllte die Sachen nicht herbei, und wenn es gebrüllt hätte wie zehntausend Ochsen. Der liebe Gott wußte vor allerdings damit fort auf Rimmerwiedersehen, d. h. der Sachen;

er selbst wartete noch auf fette Beute; er war in immerwährender, immer engerer Geldklemme, in welcher er sich jedoch mit großer Gewandtheit zu bewegen wußte; indessen trotz derselben hätten ihn die Gläubiger längst über Bord geworfen, wenn nicht der reiche Schwiegervater im Hintergrunde gewesen wäre. Trieben sie ihn zum Geldtag oder Konkurs, so war zehn gegen eins zu wetten, daß er nicht erbe, sondern das ganze Erbe seinen Kindern zugestellt wurde, was gesetzlich zulässig war; dann hätten die Gläubiger das blinde Nachsehen. Man schenkte ihm also so gleichsam, wie die Kabe der Maus, mit aufgeborener Taze das Leben, vertraute ihm jedoch so wenig als möglich Neues an. Das brachte den Herrn in große Geldnot und setzte ihn fast vor die Geschäfte hinaus. Der Nachlaß der Mutter selig war für ihn ein prächtiger Fang, der ihn wieder flott machte für eine Zeit. Er machte sich keinen Augenblick ein Gewissen daraus, die Hand darüber zu schlagen, ihn zu veräußern, so gut er konnte; so was verstand er und konnte die Gelegenheit. Er löste eine beträchtliche Summe, ließ Elisi kaltblütig heulen und schreien und fuhr herum wie ein Fischelein, welches vom Trocknen wieder ins Wasser gekommen. Elisi war fast verrückt; aber was half ihm das? Es war wirklich in einer sehr traurigen Lage. Vom Manne war es verraten und verkauft; auf der ganzen Welt hatte es keinen Menschen, der sich seiner annahm, und wenn der Bruder und seine Frau es vernahmen, wie es ihm ergangen, so lachten sie sich den Buckel voll, das mußte es.

So in der Welt zu stehen ist wirklich trostlos, und mancher wurde ein Narr darob. Aber Elisi hatte keine so spröde, sondern eine zähkere Natur; viel Heulens mochte es ertragen, und wenn es einmal zu einem frischen, weißen Bräutchen kam, einigen Kotelettes oder einigen Bagen, welche es dem Manne stehlen konnte, so fand es darin großen Trost für mancher Tag.